Alle meine Mädchen

Wie ein Kieztreff in Neukölln es schafft, dass junge Migrantinnen seltener zwangsverheiratet und öfter zu selbstbewussten und gebildeten Frauen werden.

Von Julia Schaaf

Wie eine Löwin in der Steppe lässt Sevil Yildirim den Blick über den Platz vor dem „MaDonna“ schweifen: Ein viel zu heißer Montag in Berlin, die Ferienspiele des Neuköllner Mädchentreffs haben begonnen. Zwischen Ahornbäumen ist eine Hüpfburg aufgebaut, es gibt einen Tisch für Gesellschaftsspiele und einen Bücherstand. Zwei Jugendliche schwingen ein langes Tau, jedes Kind, das gerade dran ist mit Seilspringen, wird zur Erfrischung mit einer Wasserkanone abgespritzt. Die neue Chefin des Mädchentreffs, 35, Deutschtürkin, trägt trotz der Hitze schwarze Leggings. Dazu Kurzarm-Shirt und Turnschuhe, die Ray-Ban-Sonnenbrille hat sie sich in das locker zum Dutt gesteckte Haar geschoben. Sie zieht an ihrer Zigarette. Yildirim kann ungemein liebenswürdig lächeln. Jetzt guckt sie ernst. „Im Lauf der Jahre merkt man, wie friedlich es geworden ist“, sagt sie.

Kinder, die warten, bis sie an der Reihe sind, Spielgeräte pfleglich behandeln und rücksichtsvoll miteinander umgehen – im Rollbergkiez ist so etwas das Ergebnis harter Arbeit. Der Platz ist mit einem rot-weißen Plastikband abgesperrt. Elternfreie Zone, soll das heißen. Damit die Bedürfnisse der Kinder im Vordergrund stehen, müssen sich die Erwachsenen, die hier sonst gerne im Schatten sitzen, ältere Männer oder Mütter mit Kopftüchern und Kinderwägen, auf die Bänke am Rand zurückziehen.

Vor zwei, drei Jahren jedoch erschien ein Mann im Kreise seiner Freunde und meinte, sich mitten auf dem Platz breitmachen zu müssen. Sevil Yildirim bat ihn, zu gehen. Sie verwies ihn auf das Elterncafé, das jedes Jahr auf dem kleinen Hof direkt vor dem „MaDonna“ eingerichtet wird und wo die Waffeln ohne Puderzucker 20 Cent kosten. Den Mann scherte das nicht. Die Sozialarbeiter anderer Jugendzentren hatten sich zurückgezogen. Auch die Polizei, die jemand gerufen hatte, hatte dazu geraten. Der Mann war schließlich kein Unbekannter, sondern Mitglied einer stadtbekannten kurdisch-libanesischen Großfamilie. Er war es gewohnt, öffentlichen Raum für sich zu beanspruchen, und er konnte sich nicht bieten lassen, dass ihm diese junge Frau entgegentrat. So ist das in Neukölln. Wer einen gewissen Namen hat und einen gewissen Ruf, der erwartet, dass der Kiez ihm gehört. Sevil Yildirim blieb.

Wenn Gabriele Heinemann im Elterncafé ihren Kaffee trinkt und solche Geschichten erzählt, geht es ihr um die Botschaft, dass man der Macht der Clans in Neukölln sehr wohl erfolgreich die Stirn bieten kann und muss. Dabei schaut sie mit einer Mischung aus Bewunderung und liebevollem Stolz ihre Nachfolgerin an. Als Heinemann den Mädchentreff Anfang der achtziger Jahre gründete, war Sevil Yildirim noch nicht geboren. Jetzt, da die Frau mit den kurzen weißen Haaren nach fast vier Jahrzehnten in Rente geht, ist die Übergabe der Leitung an ihre langjährige Mitarbeiterin gewissermaßen ihr größter Coup. Denn die Konfrontation mit dem Clanmitglied zeigt nicht nur Yildirims Unbeirrbarkeit und Mut. Sondern eben auch: ihre Verwurzelung in einem Viertel, das noch viel mehr als Neukölln insgesamt von Armut, Migration und Kriminalität, von patriarchalen Strukturen und streng-traditionalen, konservativen arabischstämmiger Großfamilien geprägt ist.

Nun ist ein Mädchentreff keine Einrichtung zur Bekämpfung von Clankriminalität, und die meisten Familien im Rollbergviertel haben sowieso ganz andere Probleme. Schon vor Jahren hat sich die Einrichtung von dem Ideal der Jugendsozialarbeit verabschiedet, die Schwierigsten der Schwierigen retten zu wollen. Das Augenmerk gilt den wachen, den intelligenten, den leistungswilligen Mädchen, weil man Vorbilder heranziehen will, deren Bildungsweg und Selbstbewusstsein auf ihr Herkunftsmilieu zurückwirken.

„Ich finde schön, dass, wenn man hier ist, einem nicht langweilig ist“, sagt eine Zwölfjährige am Waffelstand. Ihre zehn Jahre alte Freundin schwärmt von Schwimmbadbesuchen und anderen Ausflügen und fügt hinzu: „Wenn jemand traurig ist, dann trösten sie einen auch.“ Eine Neunzehnjährige erzählt, dass sie im „MaDonna“ nicht nur für ihren Schulabschluss gelernt habe. Als Teenager habe sie zur Strafe für ihre Bockigkeit mitunter täglich die Treff-Regeln abschreiben müssen: „Mit Disziplin hat ‚MaDonna‘ mir viel geholfen.“

Viele Mädchen aus dem Rollbergviertel jedoch dürfen die Einrichtung gar nicht besuchen, jedenfalls wenn man der Mutter glaubt, die jenseits der Spielzone auf dem Platz ihren Kaffee trinkt. Auch die Clanfamilie, die das Viertel bis heute dominiere, schicke keine ihrer Töchter dorthin, sagt die Frau. Schließlich kursiere das Gerücht, dass die Kinder aufgehetzt würden, für ihre Rechte sensibilisiert und für die Möglichkeit, sich bei Ärger daheim ans Jugendamt zu wenden. Die Plakate an den Fensterscheiben des Treffs – gegen Zwangsheirat und sexuelle Gewalt, für gleichgeschlechtliche Liebe und eine gewaltfreie Erziehung – lassen schon von außen eine klare Haltung erkennen. Eine schicke Mittzwanzigerin, Arzthelferin und längst im bürgerlichen Teil Neuköllns zu Hause, berichtet, wie sie als „MaDonna“-Mädchen früher als Schlampe beschimpft worden sei.

Stabübergabe im Rollbergkiez: Gabriele Heinemann (rechts) übergibt die Leitung des Treffs an Sevil Yildirim (links). Foto Jens Gyarmaty

Gabriele Heinemann zuckt entspannt mit den Schultern. In einem Stadtviertel, aus dem nach der Wende die deutschstämmige Bevölkerung wegzog, weil es anderswo billigeren Wohnraum gab, während die Flüchtlingsfamilien aus dem libanesischen Bürgerkrieg sich selbst überlassen blieben, war eine feministische Hippie-Frau wie sie immer eine Mischung aus Exotin und Provokation. Aber eine Romantikerin war Heinemann nie. Sie registrierte, wie der Ton rauher und das Milieu härter wurde; die Neunziger nennt sie rückblickend „Jahre der Verzweiflung“. Früh fiel ihr auf, dass manche Mädchen schon mit 13 Jahren verheiratet wurden. Unter den Jungs gab es welche, die nur Plastiklatschen an den Füßen hatten. Von den Flüchtlingsjungen, die Markenklamotten trugen, waren einige auf eine Art und Weise brutal, die Heinemann zuvor nicht gekannt hatte. Die Sozialarbeiterin erzählt von „krassester Gewalt“, von Missbrauch, offenem Drogenhandel, von Kinderschutzmeldungen am laufenden Band. Im „Araberkeller“, einem Jugendclub, betrieben in Eigenregie der Halbstarken, seien regelmäßig Mädchen vergewaltigt worden.

Heute diskutiert ganz Deutschland über Clankriminalität, vermeintliche No-go-Areas und die Abschottung arabischstämmiger Großfamilien. Heinemann sagt: Jetzt sei es doch nett bei ihnen im Rollbergviertel. „Wenn das hier noch so wäre wie Ende der Neunziger, würden die Hipster schreiend wegrennen.“ Sobald sie damals jedoch auf Missstände hinwies und Fehlentwicklungen gefährlich nannte, die Politik und Sozialarbeit ihrer Meinung nach gleichermaßen verschliefen, wurde sie als Rassistin beschimpft. Erst als in den Nullerjahren zunehmend die Polizei Präsenz zeigte und Heinz Buschkowsky als Bezirksbürgermeister sich explizit hinter ihre Arbeit stellte, drehte sich der Wind.

Heute schlägt Heinemann leisere Töne an. Angesichts der allgemeinen Polarisierung migrationspolitischer Debatten ist ihr die Gefahr zu groß, vereinnahmt zu werden. Aber sie reklamiert für ihren Mädchentreff sehr wohl, nicht nur zur Anhebung des Heiratsalters auf 18 Jahre, sondern auch zur Stabilisierung des ganzen Viertels beigetragen zu haben. „Das zeigt: Man kann etwas ändern.“ Ihr Kaffee ist kalt geworden. Aber sie sieht zufrieden aus.

Das hat maßgeblich mit Sevil Yildirim zu tun, die im „MaDonna“ seit einigen Jahren eine neue Ära etabliert. Die neue Chefin ist überzeugt: „Wenn wir wollen, dass die Mädchen was erreichen, müssen wir mit den Eltern arbeiten.“

Yildirim hat den Kindergarten und die Grundschule im Kiez besucht. Ein „MaDonna“-Mädchen war sie nie. Lieber ging sie in den Hort, zum Rudern und zum Basketball. Ihre türkischen Gastarbeiter-Eltern waren bildungsorientiert und ließen mit ihren Kindern Drachen steigen. Die Banklehre nach dem Abi - Notenschnitt 1,3 – brach Yildirim ab; zur Polizei zu gehen, fand die Mutter zu gefährlich. Und während die junge Frau auf eine Studienplatz in Psychologie wartete, suchte sie sich einen Job – im „MaDonna“. Nie hätte sie gedacht, dass daraus eine Lebensaufgabe werden sollte.

Aber Yildirim brachte zwei Vorteile mit: Zum einen kannte sie die Verhältnisse im Kiez, kannte die Werte, Zwänge und Gepflogenheiten in streng konservativen Familien besser als jede deutschstämmige Sozialarbeiterin nach vielen Jahren. Sie erzählt heute noch von einer arabisch-christlichen Schulfreundin, die zwei Wochen im Krankenhaus lag, nachdem der Bruder sie die Treppe hinuntergestoßen hatte, weil sie einen Freund hatte. Eine andere Freundin habe sich das Leben genommen, mit 16, weil sie sich so verliebt hatte.

Zum anderen genießt Yildirim Glaubwürdigkeit. Die Mädchen betrachten sie als große Schwester. „Wenn man so fragt, hat keiner irgendein Problem. Alles läuft super“, erzählt Yildirim. „Aber es geht darum, dass sie wissen, dass ich jederzeit für sie da bin.“ Ihr Handy ist rund um die Uhr an. Manchmal geht es um eher banale Dinge: Morgen ist Mathe-Abschlussprüfung und die Angst unerträglich; die Regelblutung bleibt aus, aber für die Familie ist ein Frauenarztbesuch vor der Hochzeit undenkbar. Manchmal jedoch ist ein Mädchen von seinem Vater so verprügelt worden, dass es sich ganz schnell in Sicherheit bringen muss. Oder es geht um schweren sexuellen Missbrauch. Heinemann sagt: „Diese Dinge würden sie mir nie erzählen. Aber sie haben die Hoffnung, dass Sevil sie versteht und was macht.“

Gleichzeitig ist es Yildirim gelungen, „in den Familien ein Bein auf den Boden zu kriegen“, wie ihre Mentorin es ausdrückt. Dabei grinst sie schelmisch: Sevil, das *good girl*, hübsch, ehrgeizig, klug – und brav. Keine, die als Jugendliche über die Stränge geschlagen hätte oder sich freizügig kleiden würde. Über ihr Privatleben ist im Rollbergkiez nichts bekannt. Und wenn Yildirim an einer Wohnungstür klingelt oder zum Tee bei den Eltern sitzt, wirbt sie nie explizit für Freiheit oder Gleichberechtigung. Sie spricht von Bildung: warum es besser ist, wenn ein Mädchen liest, anstatt nachmittags immer nur auf die Geschwister aufzupassen. Dass es sich lohnt, ein schlaues Kind auf eine Schule mit einem guten Ruf zu schicken, auch wenn es dafür das Viertel verlassen und öffentliche Verkehrsmittel nutzen muss. Schwimmen, Kino oder ein Ausflug mit dem *role model* Yildirim – da willigen auch autoritäre Mütter und Väter mitunter ein.

Heinemann war anfangs skeptisch, mit so viel Aufwand Eltern zu umgarnen. Yildirim beharrte: „Es geht mir nicht um die Eltern, es geht mir um die Töchter.“ Dafür lobt sie viel und bestärkt, es ist ein mühsamer Weg der kleinen Schritte – aber erfolgreich. Und wenn es darauf ankommt, ist sie so unnachgiebig wie damals mit dem Clanmitglied. Kürzlich hat sie tatsächlich eine Scheidung erwirkt. Es ging um ein ehemaliges „MaDonna“-Mädchen, das mit 18 in die Ehe mit einem Cousin einwilligen musste und nun verzweifelte. Yildirim würde so eine Geschichte nie selbst erzählen, dafür ist sie zu diskret. Aber Heinemann zufolge hat sie den Eltern klipp und klar ins Gesicht gesagt: „Wollt ihr eine tote Tochter? Oder akzeptiert ihr die Scheidung?“

Der große Saal im Bezirksamt Neukölln ist bis auf den letzten Platz gefüllt, auf Einladung einer Lokalzeitung wird über „Probleme und Perspektiven eines Bezirks“ diskutiert. Es ist Sevil Yildirims erster öffentlicher Auftritt als „MaDonna“-Chefin. Clankriminalität ist ein zentrales Thema, auf dem Podium sitzen Bezirksbürgermeister Martin Hikel (SPD) und ein Vertreter der Polizei. Eine Schulleiterin, die sich schon mehrfach öffentlich über Kinder aus kriminalitätsbelasteten Familien geäußert hat, bezeichnet sich als „liebevoll konsequent“.

Ob sie das auch über ihren pädagogischen Ansatz sagen würde, wird Sevil Yildirim gefragt. Jetzt kommt dieses Lächeln zum Einsatz. „Nein, eher nicht“, sagt sie sehr freundlich und ruhig. „Ich mache eher Vertrauensarbeit und bin wirklich für die Jugendlichen da.“ Sie ist differenziert, benennt Versäumnisse des Staates, und weil die Bürgerfragen erkennen lassen, dass es offenbar nötig ist, stellt sie zum Ende noch einmal klar, dass nicht nur eine wie sie, sondern auch „alle meine Mädchen“ selbstverständlich Deutsche seien. Dann listet sie die Erfolge des „MaDonna“ auf: „80 Prozent meiner Mädchen gehen auf ein Gymnasium.“ Die Hälfte schaffe das Abi mit einem Schnitt von 1,3 bis 1,9, der größte Teil gehe anschließend an die Uni. In der ersten Reihe applaudieren Yildirims Mutter, ihr Bruder sowie Gabriele Heinemann. Die Stabübergabe im „MaDonna“ ist geglückt.

AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER